

Jungvolk vom Bau

Jugendbeilage des „Grundstein“ + Wochenblatt des Bauarbeiterverbandes.

Nummer 4

Hamburg, den 12. August 1922

1. Jahrgang

Macht Euch frei!

Unsere Ziele werden groß genug, wenn nur unsere Scheuklappen das Gesichtsfeld klein genug machen.

Ein Wort Mansens, des Nordpolfahrers. Wenn ein Mann wie der, der jahrelang im Eise lebte, Grönland durchquerte, über die Berge seiner nordischen Heimat auf Schneeschuhen zog und draußen im Weere der Tiefseeforschung oblag, wenn ein Mann, der uns allen aus seinem Wirken im hungernden Rußland bekannt ist, ein solches Wort ausspricht, kann man schon ein wenig sich überlegen, was damit gemeint sein mag. — Wenn unsere Scheuklappen das Gesichtsfeld klein genug machen? Um, sichtbare Scheuklappen trägt niemand von uns, aber doch ist es mitunter so etwas Ähnliches im Leben. — Der Gedanke geht ein Weilschen zurück, bis zu einer Bergfahrt, die einmal mit fröhlichen Genossen gemacht wurde. Da ging der Lustige in einem engen Tal vor sich, das rechts und links hohe, steile Wände einschloffen. Im Hintergrunde des Tales aber erhob sich eine Kuppe, ein Nebengipfel war es, und ludte zum Besteigen. Den ganzen Morgen lag er da, breit und, wie es schien, recht bequem zu erreichen.

Rechts und links die steilen Felswände, geradeaus aber immer der gleiche Gipfel, der nicht wenig Lust machte, gerade auf diesen Berg zu steigen. Es schien schon eine beträchtliche Höhe, ein weiter Blick zu sein, wenn man nur auf diesem Gipfel stehen würde. Nicht so dachte der Führer. Er kannte die Karte, er wußte den Weg, und wenn es manchem auch fast nicht recht war, als der ebene Weg verlassen wurde, so wurde doch gefolgt.

Am andern Morgen in der Früh war der Hauptgipfel erreicht. Rings ein weites Land, Berg an Berg, und drunten auch die kleine Kuppe, die am Tage vorher so lockend am Ende des Tales gelegen hatte. Nun wurde es klar, daß es ein großer Umweg gewesen wäre, wenn der Weg auf diesen kleinen Berg geführt hätte, und ein solcher freier Blick in das ganze Land hinein, weißhin über all die andern Gipfel, wäre dann unmöglich gewesen. Jetzt blieb nichts verborgen, alles war zu sehen und vor allem ein klarer Weg zu dem nächsten Gipfel, für den Weitermarsch an den nächsten Tagen. Die Felswände damals waren, bildlich genommen, Scheuklappen gewesen. Die hatten ein geringes Ziel groß erscheinen lassen.

Es gibt nun nicht nur Hochgebirgsfahrten im Leben; aber haben wir nicht auch sonst im Leben Ziele? Gibt es nicht auch sonst Dinge, wo wir Scheuklappen tragen, wenn wir auch nicht von außen zu sehen sind? Ist nicht so manches liebe Mal das eine oder andere, was uns als wichtig erachtet und dann doch nicht so ist, wie wir gedacht haben?

Wir sollen lernen von solchen Erlebnissen und uns daran gewöhnen, nicht nur immer nach einer Seite zu sehen, sondern auch in andern Gegenden etwas zu suchen. Freilich gehört auch im Leben viel Mühe und Arbeit dazu, einen freien Ausblick zu bekommen. Es ist darum nicht damit getan, daß man hier und da ein wenig liest und es damit bewenden läßt. Man kann nicht seinen rechten Weg finden, wenn man nicht alle Kräfte kennt, die diesen Weg mitbestimmen. Man kann nicht auf seine Rechnung im Leben kommen, wenn man nur all das in Betracht zieht, was bequem ist, und das andere außer acht läßt. Es geht also auch nicht, daß man immer nur nach seinesgleichen blickt und in ihnen die Menschheit verfürpelt sieht. Ein jeder, der all die andern Menschen, die auch mit uns leben, aber nicht zur Arbeiterschaft direkt gehören, außer acht läßt, wird in seiner Rechnung von dem, was seine Arbeitskollegen schaffen können, ein falsches Bild bekommen. Dazumit ist es notwendig, bei all den vielen Dingen, die in unserer Gesellschaft heute geschehen, zu fragen, wer der Urheber sei und wer den Hauptanteil an der Entstehung trage. Häufig werden wir da als Antwort bekommen, daß sich um das Weiter- und Höherkommen der Menschen nicht nur Angehörige der Arbeiterbewegung allein verdient machen, sondern auch andere Menschen. Das sollen wir beachten.

Echauen wir also ruhig auch einmal zu andern Menschen hinüber, zu solchen, die nicht so wie wir jeden Tag im Arbeitsmittel stehen. Fragen wir keine Scheuklappen, die immer nur die eigenen Massengerechten sehen und denken lassen, daß allein sei die Welt und das Einzige, was die Welt zusammenhalte. Macht Euch frei — Ihr solltet keine Angst haben und denken, Ihr würdet je nach Michtungen abschwärzen, nach denen Ihr einmal geschaut habt! Darum strebt danach, soweit wie möglich auch von den andern Menschen in unserer heutigen Gesellschaft zu sehen und, wenn Ihr meint, deren Tun sei gut, auch von ihnen zu lernen. Denkt nicht, es sei unredt, etwas Gutes auch von andern Menschen als Euren Mit-

follegen zu lernen. Solche Gedanken sind Scheuklappen, die Euch die Größe der eigenen Bewegung verkennen und wichtiger erscheinen lassen, als sie vielleicht ist. Sucht also auch andere Kräfte, die unsere Gesellschaft heute beherrschen, kennen zu lernen!

Dann erst werdet Ihr an manchen Ständen einsehen, warum so und nicht anders gehandelt ist. Dann werdet Ihr auch erst erfahren, was der eigenen Bewegung noch not tut und inwieweit Ihr sie ausbauen müßt. Und weit über den kleinen Rahmen, den sich die Bewegung gesteckt hat, werden dann gute Forderungen wachsen und gute Ziele. Sucht also nach dem, was wirklich ist, Jungens, blickt nicht auf niederen Gipfeln, sondern schaut weit hinaus! Und besonders seid alzeit eifrig bestrebt, daß Mansens Wort nicht an Euch Wahrheit werde: Unsere Ziele werden groß genug, wenn unsere Scheuklappen nur das Gesichtsfeld klein genug machen!

**Zu denen stets tritt offen,
Die Mann's noch wollen sein!
Was sie vom Leben hoffen,
Nicht anderswo zu leh'n!**

**Die fest und ohne Wanken
Auf eines stolz bedacht:
Sich selbst nur es zu danken,
Wenn sie's zu was gebracht!**

**Für die die schwersten Bürden,
Nichts weiter, trotzgezwilt,
Als ein Zum-Kampf-sich-Gürten
Mit Panzer und mit Schild!**

**Das Glück um Gunst zu bitten,
Ist feig und Torenwitz,
Erkämpft nur und erstritten
Bleib's dauernder Besitz.**

Cäsar Fleischlin

Die gute alte Zeit und unsere Tage.

Es ist eine Freude, alte, vergilbte Schriftstücke auszugraben und sie wieder für kurze Zeit aufleben zu lassen. Man sieht dann, wie weit der Weg seit jener fernern Zeit geführt hat und was alles erreicht ist, mehr noch aber, was noch alles zu erringen übriggeblieben ist und was wir noch zu tun haben. Diesmal ist es ein ganz alter Schmöker, ein gelbliches Papier — erstredt nicht — aus dem Jahre 1774 und aus dem hochholländischen Maueramt in B. Der erste Teil mag hier fehlen. Die Schrift ist eine Beschwerte eines Meisters, der von dem Maueramt wegen einer Schlägerei mit einem Gesellen verurteilt ist, und ein Ersuchen an den Magistrat, ein ordentliches Gericht zusammenzurufen, um ein gerechtes Urteil zu fällen in seiner Sache. Der erste Teil, sichtlich von einem Advokaten geschrieben, strotzt von Fremdwörtern, namentlich lateinischen. Die Kelle selbst aber gibt ein interessantes Bild von der damaligen Zeit; denn der Meister schildert den Vorgang folgendermaßen:

... wogegen ich nunmehr meine Klage anbringen will, und die Sache verhält sich folgend:

Nachdem am 21sten Febr. a. c. die Amts-Sachen in aller Stille abgetan und die Maßzeit vollbracht war, so ging ich auf des Krug Waters Hofe, worauf mir der Gesell Volkmann, welcher bey dem Meister Reichard arbeitet, folgte und mir anredete: es wäre hundsfüßlich, daß die Meister denen Gesellen hiersebst in R: ½ Tal. lohnten. Ich erwiderte ihm, daß er davon stille schweigen mögte, indem man froh wäre, wenn man nur Dritteln verdienen könnte. —

In dem angeführten Stile geht dann das Schriftstück weiter. Der Meister erzählt unständlich, wie der Geselle ihm gesagt habe, daß der Wirt ihm für eine Pistole (altes Geldstück) nur vier Taler (ebenfalls altes Geld, das erst vor dem Kriege außer Kurs gesetzt wurde) habe geben wollen und daß das doch ungerecht sei. Dann sei er, der

Meister, wieder auf die Diele gekommen, habe dort den Wirt getroffen, oder den Krug-Water, wie es immer heißt, und habe ihm gesagt, daß es von ihm schlecht wäre, für eine Pistole dem Gesellen nur vier Taler wiedergeben zu wollen. Der Wirt aber habe sich gewehrt gegen diese Unterstellung und den Gesellen zur Rechenschaft gezogen. Als der Geselle sich nun beantworten sollte, habe er aber gesagt, der Meister habe sich das aus der Luft gegriffen, so etwas habe er gegen den Wirt niemals gesagt. Als er, der Meister, das gesehen habe, wie der Geselle gelogen habe, habe er ihm gehörig eine heruntergehauen, und nunmehr sei die Schlägerei losgegangen. Die andern beiden Meister des Ortes, Schüh und Reichard, seien nun ebenfalls dazu gekommen und hätten den Gesellen noch mit unterstützt, daß er ihn, den Meister, auch richtig hätte verprügelt können. Weiter erzählt der Meister, daß er nach diesem Vorfall sofort das Ganze den Gerichten angezeigt hätte und danach, wieder in des Krug-Waters Hause antommend, von dem Meister Reichard und dem Gesellen Volkmann auf die schmächtigste Art beschimpft worden sei.

Der Meister beschwert sich dann, daß trotz seiner Angaben er als der Angreifer hingestellt wurde, und bemerkt, daß es nur der Meid der andern sei, welche ihn in diese Lage gebracht habe; denn er habe die meisten Gesellen im Orte. Mehrere „rebellierende“ Gesellen hätten auf der Herberge gesagt, sie würden seine Lehrlinge nicht Geselle werden lassen und dafür sorgen, daß sie nicht ausgeschrien werden würden. Ebenso beklagt sich der Meister, daß die andern Gesellen zu seinen Gesellen gesagt hätten, daß derjenige ein Hundsfott wäre, der bei ihm arbeiten würde, und daß die andern sein Geschäft schon beträchtlich gestört hätten, so daß er keine andere Möglichkeit sehe, wieder zu Ruhe und Frieden zu kommen, als aus dem Amte ganz und gar fortzugehen. Der Meister schließt dann seine umfangreiche Klageschrift mit folgendem Satze:

... Da ich nun durch diese Handlungen äußerst beleidigt und proffurizet worden, welches ich mir gar sehr zu Gemüthe gezogen habe; so bin ich genöthigt, dieserwegen Klage zu erheben, und geborsamt zu ersuchen, denen behden Meistern Schüh und Reichard würdiglich zu bestrafen, und behden aufzugeben, daß sie mir eine gerichtliche Abbitte und Ehrenerklärung leisten, und alle verursachten Kosten erstatten sollen.

Gegen den Gesellen Volkmann aber reserviere ich mir, wenn er seine Klage gehörig anbringen und caution bestellen wird, alle competentia.

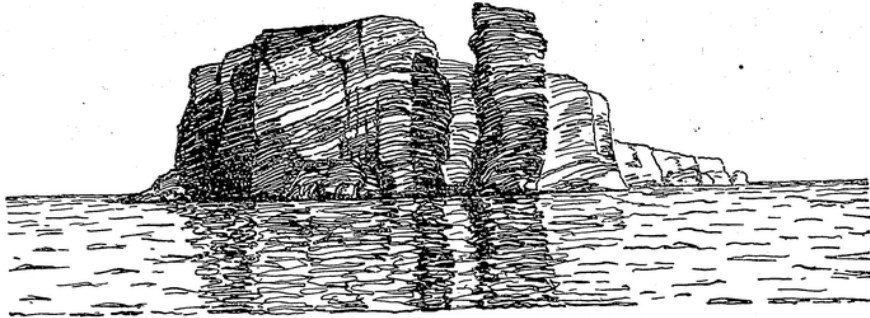
Der ich mit aller Hochachtung beharre
Ew. Hochbelgeb.
gehorsamster Diener
Valentin Volkmann.

B.
d. 25sten Octob. 1774.

Soweit das Schriftstück. Der Meister, der mit einem Gesellen in Schlägerei gekommen ist, verlangt von den andern beiden Meistern des Ortes, daß sie ihm Abbitte tun, sogar gerichtlich, und ebenso ihm eine gerichtliche Ehrenerklärung zuteil werden lassen. Gegen den Gesellen Volkmann aber behält der Meister sich alles, was ihm beliebt, vor, wenn er seine Klage usw. anbringen wird. Ein wunderbares Bild: Die andern Meister werden vor ein ordentliches Gericht gefordert, der Geselle aber ist ein Mensch zweiter Güte, gegen den braucht man kein Gericht und der wird auch nicht mit den Meistern zugleich vor das Gericht gefordert, bei dem entscheidet das Amt.

Die gute alte Zeit! Aber wie mag das das Lehrlingsleben gewesen sein? Es läßt sich leicht denken: Natürlich beim Meister im Hause, wenn möglich morgens beim Sonnenaufgang in der Regel aufstehen, der Frau Meistern Holz machen, Wasser holen. Dann zur Arbeit, dort unter des ehrwürdigen Meisters eigener Leitung alle die Arbeiter machen, die in das läbliche Mauererhandwerk hineingehören und darin vorkommen. Und ist der Meister nicht da, dann ist der Altgeselle derjenige, der die Aufsicht führt und für die Ausbildung sorgt. Denn wenn der Lehrling seine Zeit gelernt hat und nun Geselle werden soll, und er hat nichts gelernt, so wird er nicht ausgeschrieben, und das ist mehr eine Schande für den Meister als für den Lehrling; denn damit hat der Meister sich das größte Armutzeugnis angestellt. Aber in jenen Tagen hat der Meister auch ohne weiteres für die gute Ausbildung gesorgt; denn aus den Lehrlingen, die ausgebildet wurden, aus den Gesellen, die im Handwerk arbeiteten, wurden nachher neue Meister. Aus denen wurden nachher diejenigen, die wieder eine Stufe höher in der gesellschaftlichen Ordnung kamen und besser gestellt und mehr gewertet wurden als der gewöhnliche Geselle, mit dem der Meister es nicht für nötig erachtete, zu Gericht zu gehen.

Wie mag das aber der Lehrling gefühlt gewesen sein in der Gesellschaft? Nun, beim Meister im Hause, also



Schichtgesteine: Tonstiefer und Sandstein (Helgoland)

unter dessen väterlicher Gewalt. Sicher, und nicht anders denkbar, wenn der Meister völlig während der Lehrjahre Vaterstelle an dem Lehrling vertrat! Nun, und wenn dann der Lehrling einmal Gelüste hatte, in die Welt zu gehen und durchzubrennen, dann ließ der Meister ihn eben mit Hilfe des Vaters oder des Gendarmen zurückbringen; denn der Vater hätte ja ein Gleiches gemacht! Ja, sicher, solche Methoden der Erziehung paktien in die gute alte Zeit, in die Zeit, die nun schon 150 Jahre hinter uns liegt. — Ja, aber — was ist doch noch gleich? Da ist doch ein Gesetz, das so, her die Gewerbeordnung und darin steht:

§ 127 a. Der Lehrling ist der väterlichen Zucht des Lehrherrn unterworfen und dem Lehrherrn sowie demjenige, der die Ausbildung zu leiten hat, zur Folgsamkeit und Treue, zu Fleiß und anständigen Betragen verpflichtet.

§ 127 d. Verläßt der Lehrling in einem durch dieses Gesetz nicht vorgesehenen Falle ohne Zustimmung des Lehrherrn die Lehre, so kann letzterer den Anspruch auf Rückkehr des Lehrlings nur geltend machen, wenn der Lehrvertrag schriftlich geschlossen ist. Die Polizeibehörde kann in diesem Falle auf Antrag des Lehrherrn den Lehrling anhalten, so lange in der Lehre zu verbleiben, als durch gerichtliches Urteil das Rechtsverhältnis als nicht gelöst erklärt ist, oder dem Lehrling durch einstweilige Verfügung eines Gerichts gestattet ist, der Lehre fernzubleiben. Der Antrag ist nur zulässig, wenn er binnen einer Woche nach dem Austritt des Lehrlings gestellt ist. Im Falle unbegründeter Weigerung der Rückkehr hat die Polizeibehörde den Lehrling zwangsweise zurückzuführen zu lassen oder durch Androhung von Geldstrafe bis zu fünfzig Mark (Vorratsrechnung. Die Schriftleitung.) oder Haft bis zu fünf Tagen zur Rückkehr anzuhalten.

Was, Ihr meint, das sei ein Gesetz, das vor 150 Jahren Gültigkeit gehabt hätte, zu derselben Zeit, als die alte gute Zeit noch Wirklichkeit war? Nein, Jugendkollegen, da irrt Ihr. Was Ihr hier an Gesetzesparagrafen lest, ist die Gewerbeordnung, ist das Gesetz unserer Tage, ist das Gesetz, das auf Euch Anwendung findet, wenn der Meister Euch als Lehrling angenommen hat und ein schriftlicher Lehrvertrag besteht!

Ihr habt recht, freilich, wenn Ihr meint, daß es doch ein Umling wäre, heute noch nach einem Gesetze zu verfahren, das in den Verhältnissen vor etwa 100 Jahren seine Grundlagen hatte. Und Ihr habt ebenso recht, wenn Ihr fordert, daß für unsere Zeit andere Gesetze gelten müssen, Gesetze, die unserer Zeit entsprechen. Die Zeit hat doch nicht stillgestanden seit jenen Tagen; wir Menschen sind ganz andere geworden, unsere Sitten haben sich verändert, und besonders durch den Krieg ist unser ganzes Leben von Grund aus geändert. Ja, Ihr habt auf der ganzen Linie recht — aber die Staats- und Regierungsmänner haben eben noch keine Gelegenheit, ein neues Lehrlingsgesetz auszuarbeiten, und solange sie in Ruhe gelassen werden, werden sie auch keine sonderlichen Anstrengungen machen, Änderungen zu schaffen.

Begreift Ihr nun, Jugendkollegen, warum Euch immer gesagt wird: schließt Euch zusammen, werdet Mitglieder eines Verbandes, einer Gewerkschaft? Schaut, wenn man immer und immer wieder von einer Körperschaft aus, die sehr viele Mitglieder umfaßt, Vorstellungen macht, immer wieder die Forderungen erhebt, neue Gesetze an die Stelle der alten zu setzen, dann wird es auch dahin kommen, daß endlich die Gesetze umgestaltet werden. Was würde sich eine Regierung groß daraus machen, wenn ein einzelner solche Forderung erheben würde? Ach, so gut wie nichts! Wenn es aber mehr und immer mehr sind, die ein Gleiches wollen, so ist klar, daß keine Regierung sich auf die Dauer gegen die Forderungen wehren kann. Darum herbei, Jungvolk, schließt Euch Eurer Gewerkschaft an und bekundet durch rege Teilnahme an den Veranstaltungen und dem Leben innerhalb der Gewerkschaft, daß Ihr alle gewillt seid, Euch nicht mehr nach mittelalterlichen, längst überholten Gesetzen behandeln zu lassen, sondern daß Ihr auch ein Teil der Freiheiten unserer Zeit für Euch in Anspruch nehmt!

Das Beste soll herrschen, das Beste will auch herrschen, und wo die Lehre anders lautet, da — fehlt es am Besten!

Arbeit und Wirtschaft.

Blanktlich haben wir Menschen zahlreiche und verschiedenartige Bedürfnisse körperlicher, geistiger und seelischer Art, die befriedigt werden müssen, wenn wir leben wollen. Jedes Bedürfnis löst in uns ein Unlustgefühl aus, das schließlich sogar zu einem körperlichen oder seelischen Schmerz werden kann; jede Befriedigung eines Bedürfnisses weckt das Gefühl der Lust, der Behaglichkeit, der Freude. Wer lange hungert oder durstet, fühlt einen brennenden Schmerz; wenn er Hunger und Durst stillt, ergreift ihn das Gefühl der Befriedigung. So liegt es auch auf allen andern Gebieten. Wer lange stillgesessen hat, freut sich, wenn er tanzen und springen kann; wer starkes Heimweh hat, ist hochbeglückt, wenn er die Heimat wiederbesieht. Auf der Notwendigkeit, alle die Laufende von Bedürfnissen zu bedenken, beruht unser Wirtschaftsleben von jeher. Unsere Vorfahren, die der Tierheit noch näher standen als wir Gegenwartsmenschen, hatten vorwiegend materielle Bedürfnisse, allmählich aber entwickelten sich in ihnen auch höhere Bedürfnisse. Sie fanden Freude an Malerei und Schnitzerei, an Rhythmus und Symmetrie, an Tanz und Musik und Gesang, an Wärdigen, Rätseln usw. Die Bedürfnisse der Menschen haben sich im Laufe der Entwicklung vervielfältigt und verfeinert. Wir sind über die Stufe der Barbarei hinausgewachsen in die Zivilisation, und wir nähern uns, wenn nicht ein schlimmer Rückschlag eintritt, langsam dem Zustande der Kultur. Gerade die Art der Bedürfnisse und die Weise, wie diese Bedürfnisse gedeckt werden, unterscheidet einen Kulturmenschen von einem Barbaren.

Um die menschlichen Bedürfnisse decken zu können, bedarf es des Arbeitens und Wirtschaftens. Gätten wir keine Bedürfnisse, so bräuchten wir nicht zu arbeiten und zu wirtschaften. Adam und Eva, die nach der biblischen Erzählung im Paradies lebten, hatten keine Bedürfnisse und konnten deshalb ohne Arbeit sich des Daseins erfreuen. Als sie aus dem Paradiese vertrieben wurden, stellte sich das Bedürfnis nach Nahrung, Kleidung, Wohnung ein, und die Arbeit wurde eine unabweisbare Notwendigkeit. So ist es dann auch durch die Jahrtausende hindurch geblieben: die Arbeit, die an und für sich für jeden normalen Menschen ein Bedürfnis ist, wurde zu einer drückenden Last. Die Menschen müssen arbeiten, weil wir Brot gebrauchen und Wohnungen, Stiefel und Möbel und tausend andere Dinge, weil wir das Bedürfnis haben, Zeitung zu lesen, einen Brief zu schreiben, ein Schauspiel zu sehen, eine Symphonie zu hören. Wie ließen sich diese Bedürfnisse anders decken als durch Arbeit? Allerdings hat es Menschen gegeben, die sich ein Schlaraffenland ausmalten, in dem einem die gebrauchten Lauben ins aufgescherte Maul fliegen, eine Gesellschaft ohne Arbeit und Mühe, weil uns die Natur alles, ohne unser Zutun in den Schoß wirft; aber diese Schilderungen sind Phantasiegebilde, denn jeder vernünftige Mensch weiß, daß die Arbeit niemals aus der Welt geschafft werden kann, weil sie die Verbindung herstellt zwischen Natur und Mensch.

Der Mensch ist auf die Natur angewiesen, sie ist seine Mutter, er ist ihr Kind. Aus ihrem Reichtum gibt sie dem Menschen alles, was er zu seinem Lebensunterhalt nötig hat; aber sie schenkt ihm ihre Gaben, wenn wir von Luft, Wasser, Sonnenlicht absehen, nicht ohne Arbeit. Mit harter Arbeit müssen wir ihr ihre Gaben abringen. Man denke nur an den Bergmann, den Fischer, den Holzschläger, der Landwirt, und man wird zugeben, daß es uns die Natur nicht leicht macht, ihre Schätze zu erwerben. Diese Arbeiten: Landwirtschaft, Viehzucht, Bergbau, Fischerei, Jagd, Waldwirtschaft usw. bezeichnen wir mit dem Namen Produktion. Sodann müssen wir die Naturgegenstände für den Gebrauch herrichten, da wir Menschen, zum Unterschiede von den Tieren, die meisten Dinge nicht im Naturzustande gebrauchen. Wir baden das Brot und kochen das Fleisch, wir mahlen das Korn und kelteren den Wein, wir weben den Faden und spinnen die Wolle, alle diese Tätigkeiten fallen unter den Begriff Gewerbe und Industrie. Ferner müssen wir die Waren noch lagern und an den Ort bringen, wo sie gebraucht werden, womit sich Handel und Transport beschäftigen. Endlich gibt es auch noch Leute, die Bücher schreiben, Vorträge halten, Kranke behandeln usw. Diese Leute gehören den freien Berufen an. In diese vier Kategorien werden die erwerbstätigen Menschen eingeteilt.

Neben der Arbeit, die dazu dient, Gebrauchsgegenstände herzustellen und Dienste zu leisten, müssen wir auch noch Arbeit aufwenden, um uns gegen die feindlichen Naturgewalten zu schützen. Die Natur ist ja nicht nur die gütige Mutter, die uns aus ihrem reichen Schoße Gaben schenkt, sie ist auch die erbitterte Feindin der Menschen, die alles das zu vernichten sucht, was sie durch die Arbeit geschaffen haben. Es sei nur erinnert an die Erdbeben und Überschwemmungen, an Blitzschlag und Feuersbrunst, an Kulkane und Hagelschlag, durch die die Werke der Menschen zerstört werden. „Denn die Elemente haßen das Gebild der Menschenhand“, sagt Schiller mit Recht. So müssen wir denn Abwehrarbeiten anlegen und Deiche aufwerfen, Hochborrichtungen schaffen usw., um die Eingriffe der Naturgewalten zu vereiteln. Der Kampf ums Dasein, den die Menschen zu führen haben, ist also ein Kampf mit der Natur, gegen die Natur, der nicht siegreich geführt werden kann ohne unermüdliches Arbeiten.

Wenn nun auch die Hoffnung auf ein arbeitsloses Dasein eine Illusion ist, so ist es doch möglich, die Arbeitsmühe zu vermindern und trotzdem mehr zu leisten. Das ist die Pflicht der Menschen seit Jahrtausenden gewesen. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Menschheitsgeschichte das Streben hindurch, mit verminderter Arbeit höhere Leistungen zu erzielen, mit einem Minimum von Kraftaufwand ein Maximum von Erfolg zu erarbeiten. Zu dem Zwecke haben sich schon die Urmenschen Werkzeuge geschaffen: Axt und Hammer, Schlitzen und Wagen, Hebel und schiefe Ebene. Durch die Herstellung und den Gebrauch von Werkzeugen unterscheiden sich die Menschen von den Tieren, weshalb Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, den Menschen ein werkzeugmachendes Tier nennt. Durch die Erfindung des Feuers und die Bearbeitung der Metalle sind dann die Werkzeuge immer mehr vervollkommnet worden, und heute arbeiten wir mit kunstvollen Maschinen, die schon der altgriechische Philosoph Aristoteles vorausah, als er von den „eisernen Händen“ sprach, die für uns arbeiten. Sodann haben die Menschen Tiere gezähmt und zur Arbeit abgerichtet, und endlich haben sie auch die Naturkräfte: Wasser, Luft, Dampf, Elektrizität, gebändigt und in ihren Dienst gezwängt. Durch alle diese Mittel ist die Leistungsfähigkeit der menschlichen Arbeit ins Unglaubliche gesteigert worden bei vermindertem Kraftaufwand.

Es muß noch hervorgehoben werden, daß im menschlichen Zusammenleben das Arbeiten allein nicht genügt, um alle die vielen Bedürfnisse zu decken, es muß auch noch das Wirtschaften hinzukommen, das heißt, das Zusammenfassen der verschiedenen Arbeiten zu einer Einheit. Ein Arbeiter verrichtet irgendeine mühselige Arbeit, die heutzutage meistens eine Teilarbeit ist; ein Wirtschaftler bringt die verschiedenen Einzelarbeiten unter einen Hut. Er entwirft einen bestimmten Plan, wonach er die verschiedenen Arbeiten anordnet. Eine solche Leitung ist bei keinem Betriebe zu entbehren, weil sonst ein wirres Durcheinander entstehen würde. Diese Leitung ist immer nötig, ob nun im Dorf ein Stall gebaut wird oder in der Stadt ein Theater, ein Rathaus oder ein Dom. Bauleiter müssen immer vorhanden sein, die die Pläne entwerfen und die Anordnungen treffen.

Ein wichtiges Erfordernis ist, daß nicht nur gut gearbeitet, sondern auch gut gewirtschaftet wird. Eine Hausfrau, die wie eine Biene arbeitet, aber nichts von der Hauswirtschaft versteht, wird niemals ein gutes Hauswesen zustande bringen. Ein tüchtiger Wirtschaftler hält alles in Ordnung, er läßt nichts verkommen, sondern verwendet alles, was noch zu gebrauchen ist; er gibt acht, daß die eine Arbeit in die andere greift, wie die Räder in einem Automaten. Er wirtschaftet nach einem vorher durchdachten Plane und er denkt auch an die Zukunft und die zukünftigen Bedürfnisse. Dadurch unterscheidet sich eine menschliche Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft von einer tierischen, daß die Menschen mit Verstand und Nachdenken und Ueberlegung arbeiten und daß sie planmäßig wirtschaften und für die Zukunft sorgen. Dieses sinngemäße Arbeiten muß die Grundlage sein in unserer Wirtschaft auf allen Gebieten, sei es im Staate, in der Gemeinde, in den Fabriken, auf den Bauplätzen, im Eisenbahnbetriebe oder in irgendeiner andern Wirtschaftsgemeinschaft. Es muß ein Wirtschaftsorganismus vorhanden sein, dem ein gutdurchdachter Plan zugrunde liegt, so daß jede Kräfteverteilung und Kräftevergebung vernieden wird, in den alle Arbeitende als dienende Glieder eingereiht werden. Die kapitalistische Wirtschaftsweise als Gesamtheit betrachtet, läßt in dieser Beziehung sehr viel zu wünschen übrig, weil sie auf der schrankenlosen Freizeit des einzelnen Unternehmers beruht, der seinen Konkurrenten niederrückt und vernichtet, wenn es ihm möglich ist. Darum erstreckt der Sozialismus auf wirtschaftlichem Gebiete eine planvolle Güterzeugung und Güterverteilung; es soll eine wirtschaftliche Organisation geschaffen werden, die auf der pflichtgemäßen Arbeit aller Arbeitsfähigen beruht und die gleichzeitig den Anforderungen höchster Wirtschaftlichkeit entspricht. Diese höhere Arbeits- und Wirtschaftsform kann aber nur ins Leben gerufen werden, wenn die Menschen mehr als bisher zu Sozialisten werden. Das ist natürlich eine Frage der Aufzucht, Bildung, Erziehung und Erziehung, das ist eine Frage der neuen Menschheit, eine Frage, deren Lösung bei denjenigen Menschen liegt, die die Träger der kommenden Generation sind. F. L.

Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, die Siege erkämpft.

Von unsern Steinen.

Saben wir uns in vorigen Aufsatz mit Kräften des Erdinnern beschäftigt, die Gesteine aufbauen, so wollen wir uns heute einmal solchen zuwenden, die von außen kommen und Gesteine aufbauen. Wir müssen dabei aber zunächst von den Kräften sprechen, die bestrebt sind, das bereits Bestehende abzutragen. Als bedeutendste kommt da das Wasser in Betracht, das seine Wirksamkeit in dem Augenblick begann, wo sich unsere Erde soweit abgekühlt hatte, daß es aus der Dampfform in die feste übergehen konnte. „Steter Tropfen höhlet den Stein“, sagt das Sprichwort, aber noch viel größer ist des Wassers Kraft. Nicht nur der stete, auch der ungleiche Tropfen, der Regen, trägt den Stein ab. Bei jedem Regenguß können wir, vornehmlich im Gebirge, sehen, wie schnell entstehende Gießbäche Sand und Geröll mit sich reißen. Wo kommt nun aber immer wieder dieser lockere Schutt her, wo wir doch beim Graben oben im Gebirge über dem festen Fels nur eine dünne Decke davon finden, die der Regen bald abgeschwemmt haben müßte? Die Antwort ist leicht. Wie der jetzt daliegende Schutt nichts darstellt als die Trümmer von Steinen, die vor einigen Jahren noch fester Fels waren, so wird auch der heutige feste Fels wieder zertrümmert zu Schutt, der später ins Tal geführt wird. Es sind hier also dauernd zerstörende Kräfte am Werk.

In die Klüfte, die der Fels aufweist, sickert Wasser hinein und löst ganz allmählich etwas von dem Gestein auf, erweitert so die Klüfte und bahnt neue. Wurzeln von Pflanzen, die oben auf stehen, schieben sich in diesen Klüften nach und sprengen einmal durch ihre Wachsthum das Gesteinsgefüge, dann zerbröckeln sie die Felsen auch durch alle möglichen chemisch wirkenden Säfte, die sie erzeugen. Als nicht geringste der Kräfte ist endlich der Frost zu nennen, dessen Wirken ja jeder vom Bau aus eigener Erfahrung zur Genüge kennt. So hat das Wasser auch bei Gesteinen im Gebirge eine erstaunliche Sprengkraft beim Gefrieren.

Der Regen hat also schon genügend Gesteinstrümmer, die er ins Tal führen kann. Ein Teil, die ganz groben Bruchstücke, wird allerdings schon vorher liegen gelassen sein, um erst wieder weitergeführt zu werden, wenn er weiter zerklüftet ist. Wir verfolgen nun den Weg des Schuttes durch Bach und Fluß nicht genauer, sondern gehen gleich zur Flußmündung ins Meer. Entnehmen wir hier eine Wasserprobe zu recht stürmischer Zeit und lassen sie eine Weile im Glase stehen, so sehen wir, wenn das Wasser sich klärt, daß sich am Boden zuerst Sand, dann feinere schlammartige Stoffe absetzen. Die gröberen Sande und Gerölle, die der wilde Gebirgsbach noch im Wasser mit sich führen konnte, hat der Fluß unterwegs so Boden sinken lassen müssen, sobald seine Stromgeschwindigkeit geringer wurde. Langsam werden diese gröberen Teile nun vom Fluß am Grunde weitergerollt, dabei an ihren Oberflächen tüchtig abgerieben. Das ist dann unser bekannter Kiesel.

Im Wasserglas sahen wir, daß sich zuerst der Sand, dann erst Schlamm absetzt. Genau so geht es auch in der Natur. In der Nähe der Klüfte, namentlich da, wo die Wasser stark bewegt sind, wird grober Sand abgesetzt, nach draußen feinerer und schließlich noch weiter feiner Ton als sogenannter Schluff. Ganz draußen im freien Meere schließlich, wo auch das feinste Gesteinsmehl nicht mehr hinkommt, kommen trotzdem Ablagerungen vor, und zwar rieseln da die Schalen von all den vielen Meerestieren zu Boden. Von den winzig kleinen, die das bloße Auge nicht sieht, als auch von den großen dicken Muscheln und Schnecken, von klobigen Seeigeln und langarmigen Seealgen, von Korallen und Kalkschwämmen. So entsteht ein Schlamm, der sich hauptsächlich aus Kalk aufbaut. So wachsen Tag für Tag, Jahr für Jahr, Jahrtausend für Jahrtausend ungeheure Schichten auf dem Meeresgrund empor, die uns dann an anderer Stelle in veränderter Form wieder gegenüber treten.

Wie wir uns damit beschäftigen, wollen wir aber zuerst noch andere Gebiete betrachten, die in ähnlicher Weise wie das Meer zum Sammellager riesenhafter Gesteinschutts werden. Das sind die Wüstengebiete. War vorhin bei den Meeresablagerungen das Wasser die Kraft, die den Schutt bewegte, so ist es hier der Wind. Und ähnlich wie das Wasser hat auch er Teil an der Gesteinszerstörung. Er reißt die Sandkörner am nackten Fels vorbei und wirft so wie ein Sandstrahlgebälge, mit dem man mitunter von Hausfronten die oberste schmutzige Schichten abnimmt oder Glas matt macht. Eigentlich ist unser Sandstrahlgebälge überhaupt nichts als die künstliche Nachbildung eines solchen sandbeladenen Wüstenwindes. Dem von der Wasserante Gebürkten ist es gefällig, wiewol gewaltiger Herr der Wind ist, für den Wüstenländer aber sei darauf hingewiesen, wie gefährlich für ihn davon betroffene Ortschaften eine vom Wind bewegte Wüstenbedüne werden kann, die binnen weniger Jahre ganze hübsche Wohnorte samt Kirche und allem verschütten kann unter ihrem Sandmeer. Und unsere Dünen sind nur Zwergge gegen jene der Wüsten!

Wer aber liebt nun hier den Sand? Wer zerstört hier das Felsengefüge? Wasser und Pflanzenwuchs schenken doch? Hier ist es vor allem der gewaltige Wechsel von unerträglicher Hitze + 50° im Schatten bei Tag und Temperaturen unter 0° bei Nacht, die zerstörend wirkt. Durch den schnellen Wechsel von Hitze und Kälte und die dadurch bedingte starke Ausdehnung und Zusammenziehung werden die Steine gesprengt. Reisende erzählen, daß sie nächstelang nicht schlafen konnten vor dem dauernden ständenschnähhähnlichen Geräusch zerplatzender Steine.

Es bedarf nun nur eines Schrittes, einer irgendwie verursachten Verfestigung, um aus den an vielen Stellen

unserer Erde, wie wir gesehen haben, abgelagerten Gesteinstrümmern neue Gesteine entstehen zu lassen, gänzlich verschieden in Zusammenhang und Aussehen von jenen andern, die wir als vulkanische Gesteine kennengelernt hatten. Dazu gilt es aber vor allem, mit der Anschauung zu brechen, das heutige Bild unserer Erdoberfläche, die Verteilung von Wasser und Land, von Berg und Tal, von Wald und Wüste, wäre etwas Ewiges. Was wir heute vor uns haben, ist nur das Bild einer Sekunde in einer Zeitrechnung, wo die Stunden nach Jahrmillionen rechnen. Was heute Meeresgrund ist, das findet sich morgen in einem hohen Gebirge wie die Alpen; was heute Wüste ist, wird vielleicht morgen von üppigen Urwald bedeckt. Das erfordert natürlich ganz gewaltige Bewegungen der Erdkruste. Als schwaches Nachzittern solcher Bewegungen können wir unsere Erdbeben betrachten.

Die bei diesen Bewegungen ausgeübten gewaltigen Druckkräfte sind die ersten, die unsere lockeren Massen verfestigen. Anstatt gleich aufzusteigen, können die Schichten des Meeresbodens aber auch erst in die Tiefe sinken; sie können da in Gegenden kommen, wo die Hitze des Erdinnern die Aufgaben eines Ziegelofens besorgt und so das Gestein verfestigt. Diese Wirkung kann in noch größerer Tiefe sogar noch übertroffen werden, es kann das ganze Gestein umgeschmolzen werden.

Zum andern wissen wir alle, daß im Wasser Gesteinsbestandteile gelöst enthalten sind. Wir brauchen nur an den lästigen Kesselfein zu denken, der sich in unserm Kochtopf absetzt. In viel stärkerem Maße enthält nun das Wasser draußen solche Stoffe und setzt sie beim Durchströmen lockerer Massen, namentlich bei Sand und Kies, zwischen den einzelnen Körnern ab und fettet sie so aneinander. Sehen wir uns nun die Gesteine an, die dann entstehen. Wir nehmen zuerst an, ein Meer wird trocken gelegt. Aus dem Schluff entsteht, je nach dem Sandgehalt, Ton, Mergel oder Lehm. Kommen diese noch lockeren Massen unter Druck, so entstehen Schiefer aller Art und Grauwacken. Jeder kennt die gewaltige Bedeutung der Schiefer, die als Dachschiefer, als Belagplatten, zur Herstellung von Tafeln und Griffeln Verwendung finden. Schließlich wird er ebenso wie die Grauwacken in vielen Gegenden zum Hausbau verwandt. Dann allerdings nicht in jenen dünnen Platten, wie wir sie als Dachschiefer kennen.

Betrachten wir nun einen Kalkschlamm vom Meeresgrunde. Der erhärtet ohne weiteres zu Kalkstein, wenn er trocken gelegt wird. Die überragende volkswirtschaftliche Bedeutung des Kalkes ist allgemein bekannt. Der reinste wandert in die chemische Fabrik, unreiner wird zu Mauerwerk gebrannt, Abfälle werden als Düngerkalk benutzt, große Massen von stark tonigem Kalk zu Zement verarbeitet, abgesehen von dem, was im Hochofen als Zuschlag bei der Verbüttung von Erzen gebraucht wird. Durch Verüttung von Sand durch mannigfaltigste Stoffe, wie Eisensulfungen, Kalk, Kieselsäure usw., entstehen die außerordentlich wichtigen Sandsteine aller Art. Dabei ist es einerseits, ob es ein Sand vom Meeresstrande oder aus der Wüste ist. In besonders dicht durch Kieselsäure (das ist der Stoff, der auch die Sandkörner selbst aufbaut, und den man als Stein mit dem Namen Quarz belegt) verbundener Sandstein wird als Quarzstein bezeichnet.

Wie oben schon gesagt, kann nun aber ein abgelagertes Material in die Tiefe sinken und durch die Hitze im Erdinnern umgeschmolzen werden. Aus der Fülle der auf diese Verwendung als edelster Baustein, als Wandbelagung, als Stoff für die Bildwerke unserer Künstler. Quarz findet als Baustein und als Hochofenzuschlag reiche Verwendung und gehört daher augenblicklich zu den geachteten Steinen. Sandstein schließlich bildet neben Kalk den hervorragendsten Naturbaustein. Alle diese Gesteine nun, die ihre Entstehung durch Ablagerung verdanken, bezeichnet man mit einem Namen zusammen als Schichtgesteine. Der Name rührt daher, daß man meist noch deutlich die ursprünglich nacheinander abgelagerten Schichten erkennen kann. Ich erinnere nur an den bekannten roten Sandstein, in dem häufig einzelne Schichten durch ihre hellere, oft weisse Farbe sich deutlich herausheben.

Wo aber finden wir nun im weiten deutschen Land alle diese Schichtgesteine? Die Antwort ist im großen schnell gegeben. Abgesehen vom Kalk im allgemeinen nur im geringen Teil, im Süden und in Mitteldeutschland. Es seien aber noch einige Einzelgänger genannt, die vielleicht dem mit wachen Sinnen Wandernden manchen Anhalt geben mögen. Da sind die Dachschiefergruben im Rheinischen „Schiefer“gebirge, im Harz, im Fichtelgebirge; ebenda auch die uralten Grauwacken und so mancher trockene Kalkberg; da sind auch jene alten umgeschmolzenen Quarzite, deren Herkunft erst nach langer Zeit die Wissenschaft mit Sicherheit feststellen konnte. Und wandern wir nach Osten hinaus aus dem Rheinischen Gebirge und kommen hinaus in die liebliche Marburger Gegend und südlich in Speßart und Odenwald, in Mainz und Neckartal, da freut sich das Auge an dem prächtigen Farbenpiel des grünen Waldes und der frischen roten und schwarz verwitterten Steinbrüchswände des Sandsteins. Und beim Elbsandsteingebirge, der Sächsischen Schweiz, sagt ja der Name selbst schon, woraus es besteht. Schließlich, wer je in die Schwäbische Alb kam, der wird staunen beim Anblick jener hochragenden „Kalkfelsen“, den Trägern der romantischen Burgen wie Hohenstaun, Hohenkragen und Lichtenfels, und auch hier wird ihm der wunderbare Zusammenklang der Farben, das leuchtende Weiß der Kalkfelsen und das helle Grün der Wälder als einzigartiger Eindruck stets vor Augen bleiben. Weiter Schlußmann.



Schichtgesteine: Sandstein (Elbsandsteingebirge)

Bauarbeiterjugend unterwegs . . .

Sagt nicht, unsere Jugend fände nicht auch den Weg zu dem Schönen und Guten draußen und sagt ebenfalls nicht, unserer gewerk-schaftlichen Jugend fehle die Frische, die den politischen Jugendabteilungen eigen ist. Unsere Waldenburger Kollegen schickten jüngst den folgenden Bericht, der allgemein Kunde geben mag vom sommerlichen Leben in unsern Ortsgruppen. Weiter mag er andern Anregung bringen, ein gleiches zu tun. Bis auf wenige abgeänderte Schönheitsfehler haben nun unsere Waldenburger das Wort:

Im Mai machten wir schon einmal einen Ausflug nach dem Heusgrud, aber da waren nur wenige Mitglieder erschienen. Trotzdem ließen wir uns nicht abschrecken und stellten den Antrag, einen Ausflug nach der Heusgrud zu machen. Der Antrag wurde auch angenommen, dem Jugendabteilungsmitglied die Vorbereitung überlassen, und nachdem diese getan war, fanden sich nach tüchtiger Werberarbeit 48 Teilnehmer ein, 46 Junges und 2 Mädels, die letzteren waren Verwandte unseres Geschäftsführers. In einem Sonnabend am Ende des Juni fuhren wir abends um 10 Uhr vom Dittersbacher Bahnhof fort. In Mittelsteine flogen wir aus, und nun ging unter Gefang von schönen Wanderliedern (die einige leider noch nicht kannten) die Nachtwanderung nach der Heusgrud los. Die Ortschaften, die wir durchzogen, konnten wir der Dunkelheit wegen nicht erkennen. Als wir in Mühlberg ankamen, waren wir ziemlich erpumpt, denn trocknen wir 2 Stunden marschiert waren, war uns die Zeit nicht lang gemorden. Kurz hinter Mühlberg machten wir die erste Rast, um uns vor dem Aufstiege zu stärken. Nachdem jeder etwas gegessen hatte, hüllten sich die meisten in ihre Decken und legten sich schlafen. Als es anfang zu tagen, machten wir uns auf die Gaden, denn wir wollten zu Sonnenanfang oben sein. Der Weg führte jetzt durch den Wald an Wasserfällen entlang. Wir bemerkten jetzt schon, daß wir in ein feines Gelände kamen, denn es lagen schon vereinzelt Felsblöcke im Walde. Am meisten interessierten uns die Wasserfälle. Das Wasser hat an manchen Stellen schon richtige Rinnen ausgewaschen. Es rauschte und sprudelte in den Rinnen entlang und sprang dann plötzlich über die Steine hinab, wo es dann wieder weiter floss. Die Mädchen suchten sich Felsblöcken, um sich bei der nächsten Raststelle einen Krug um das Haar zu machen.

Leider waren wir noch nicht ganz oben, als die Sonne aufging. Es war aber trotzdem ein herrlicher Anblick, als die Sonne hüftig hinter den Bergen herbockte. Wir beschloßen denn zu lagern. Es dauerte nicht lange, so war ein geschäftiges Treiben auf der Raststelle. Wir weigten bei dieser Gelegenheit unsere neuen Kochtopf ein, indem wir unsern Morgenkaffee kochten. Alles eilte aber zunächst nach der Raststelle, um sich den Staub abzuwaschen. Wir waren froh, als dann der Kaffee fertig war. Für die guten Schätze, die verschiedene anhaten, war es ziemlich schade, denn der Biondweg, den wir entlang mußten, war ziemlich steinig. Oben mußten wir noch etwas rasten, ehe wir durch die Felsen geführt wurden. Wir vertrieben uns deshalb damit die Zeit, die herrliche Landschaft ringsum zu betrachten und Karten an Eltern, Verwandte und Freunde zu schicken. Endlich kam der Früher, welcher uns durch die Felsen führte. Alle staunten, was für wunderbare Gebilde die Natur geschaffen hat.

Wie der Mensch sich bei jedem Dinge etwas denkt, so hat er es auch hier getan, denn fast jedes Felsgebilde hat seinen Namen bekommen: Der Grotzkopf, das belabene Kannel, der schlafende Regler, der Großwaternuß, das Heiligsbureau usw. Alle haben fast die Gestalt der Namen. Wir letzterem befindet sich eine Höhlung im Stein und es geht die Geschichte, daß, wenn ein Mädel dreimal hintereinander einen Lammengast in die Höhlung hineinwirft, sie im selben Jahre noch heiratet. Auch nach dem alten Geiße des Riesengebirges sind verschiedene Steine genannt worden, wie Müßigahns Predigtstuhl, Müßigahns Telefonleitung, Müßigahns Spielzeug und Müßigahns Zuchlager. Die Telefonleitung stellen ein paar Baumruzzeln dar. Das Spielzeug ist ein großer Stein, welcher in einer Spalte liegt und beim Verfüllen wackelt. Im Zuchlager liegen die Steine alle übereinander, wie in einem Zuchlager, schäde

nur, daß es keine Luze waren, wir alle hätten sie ge-
brauchen können. Am meisten interessierte uns der
Niefenschlund und die Teufelskühe. Im Niefenschlund
lag noch Schnee. Die Teufelskühe ist ein enger, niedriger
Gang, so daß die Leute Nische haben, hindurchzukommen.

Durch das Klettern in den Felsen hatten wir Hunger
bekommen und sehnten uns deshalb alle nach der Mittags-
rast. Als wir eine geeignete Stelle gefunden hatten, ging
das Bettelvolk unter unsern Köchinnen los, denn der Ob-
mann hatte derjenigen eine Tafel Schokolade versprochen,
welche am besten kosten würde. Währenddessen lagen die
Jungen im Walde und nahmen Sonnenbäder. Doch nicht
lange dauerte es, so konnte zu Mittag gerufen werden.
Jeder bekam seine Portion Nudeln, und alle versicherten,
daß unsere Köchinnen beide gut gekocht hätten; so wurde
die Tafel Schokolade geteilt für beide. Da es ziemlich heiß
war, hätten wir uns gerne erfrischt und gebadet. Etliche
sagten, daß es in Wünschelburg eine Badeanstalt gäbe.
Wir brachen deshalb nach dort auf, Groß war die Ent-
täuschung, als wir dort ankamen, denn der Badeplatz war
klein und das Wasser ging uns bloß bis zu den Hüften,
außerdem war es auch lehmig. Wir blieben dort nicht
lange und wanderten auf Mittelsteine zu. Kurz bevor
machten wir die letzte Rast. Der Vorstand der Jugend-
abteilung wollte noch etwas besprechen, doch wurde nichts
daraus, denn wir waren recht müde geworden. Um 7 Uhr
ging es nach dem Bahnhof Mittelsteine. Dort sammelten
wir für das Essen, auch wollten wir unsern Köchinnen das
Fahrtgeld bezahlen. Endlich kam der langersehnte Zug, der
uns nach Hause führte. Um 10 Uhr langten wir wieder
in Dittersbach an und trennten uns mit dem Gedanken,
daß dieser Ausflug schon gewesen sei.

Richard Herrmann, Waldenburg i. Sch.

Hinaus in die Ferne . . .

Am Ende der Halle steht schauend die Ma-
schine — ein Niefenungeheuer mit breiter
Brust, übermannshohen Nüßern und einem
unübersehbaren Wirrwarr von Stangen und
Scheitern an denselben. Gleichmäßig stöhnt das
Niefengeheuer, gleichmäßig quillt der Rauch aus
dem niederen Schornstein. Die also soll uns
fortbringen? Wie ein schwarzer Schlangenschwanz
hängen die gleichmäßigen, großen Schnellzugwagen an der Maschine,
einzelne Glieder, und doch ein einheitlicher Körper. Und
dann heißt es ernstigen, ein Wind, und schon ziehen drau-
ßen Säulen und Menschen und Pfeiler langsam vorbei,
geht schneller, immer schneller — die Stadt verschwand
schon, die letzten Häuser liegen dahinten und unauffassig
stürzt nun die Maschine dahin, Bäume, Wälder, Seen
wirbeln vorüber. Größere Pferde auf einer Weide, ein
stüchtelndes Nief, ein aufsteigender Storch im Grund neben
dem Bahndamm und dann wieder Dächer, eine Brücke,
Straßen, ein einzelnes Haus, Menschen auf dem Felde und
immer weiter, weiter, weiter geht es.

Es ist wie eine unauffassige Glatz nach einem Ziel,
wie das Niefen zu einem fernen Ort. Und bei alledem
keine Sekunde Zeit, kein Atemholen, kein Besinnen. Es
geht hinaus in die Welt und immer nur weiter —
Stunde um Stunde. Die Niefen ziehen den Takt der Glatz,
den Gang der Arbeit und der Unruhe. Es geht in immer
gleichen Stoß und Schlag, im ewig gleichen Schwung. So
gehts hinaus in die Ferne —

So gehts hinaus? — Am Abend bin ich bei jungen
Kollegen angefragt. Wir haben uns gemeinsam zu unter-
halten über Fragen der Organisation, über unsere Abtei-
lungen und den „Jungvolk“. Und einer fragt auch nach
meiner Reize und meint wehmütig, als ich von der Fahrt
erzähle: „Das muß schön sein, so hinausfliegen in die
Welt, wer das auch könnte!“

Wer das auch könnte, so hinausfliegen in die Welt?
So hinausfliegen? So mit Hilfe des Schnellzuges und
seinem raschen Niefen? Und dann in eine andere Stadt
kommen, Kollegen treffen und nun wieder vom zweiten
Tag an halb daheim sein? Und so die Welt kennenlernen?
Ich achte das Wert unserer Jugendzeit und bewundere
die Wunder ihrer Schöpfungen, diese gewaltigen Niefen,
aber mir graut auch immer ein wenig, wenn ich mich
denen anvertrauen muß. Nicht etwa im Gedanken an ein
Unglück, das ist so gut wie unmöglich, sondern in anderer
Hinsicht. Und mir graut, wenn ich denke, wir möchten so
ganz und vollständig Kinder der neuen Zeit geworden sein,
daß kein anderer Reizen mehr anerkannt wird als das mit
Hilfe der Eisenbahn. Glaubts, es gibt schöneres in der
Welt als Eisenbahn, Auto und Fahrrad — laßt nicht:
Schufterer Klappen!

Wandern, das ist Reizen, wandern, das ist Hinaus-
fliegen in die Welt! Wandern von Glatz nach Glatz, es sei
ein klägliches „Hinausfliegen“, täglich eine Reize von Kilo-
metern an die andern zu reizen und sich müde zu trocken
auf endlosen Straßen. Wandern mag denken, es sei mühe-
loser, sich der Eisenbahn anzuvertrauen und mit ihrer Hilfe
in die Welt zu kommen — mancher mag noch andere Ein-
wände haben —, aber sagt alle: Was würde man beim
Reizen mit unsern modernen Hilfsmitteln denn Großes
erleben? Was würde man sehen und kennenlernen?

Das ist kein rechter Junge, der in seinem Leben nie-
mals von Mutter's Tisch fortging, wenn es ihm möglich war.
Der ist kein Nief, der, wenn er Gelegenheit dazu hatte, in
die Welt zu kommen, sie nicht ausnutzte und daheim blieb.
Nicht der, der einige Maß schon als Zügelnder betragen
kann; nicht der, der als Junge schon die Reize raucht oder
gut tanzt, ist ein ganzer Nief, sondern der, der mit klarem
Sinn und klaren Augen hinausgeht in die Welt, sich mit
den Menschen und Sitten und dem Leben anderer Länder
vertraut macht und daran lernt, größer, freier wird!

Es ist nicht sehr lange her, und doch schon eine ganze
Weile, als mir an einem Sonntage auf einem Ausflug ein
paar Kollegen begegneten. Betonarbeiter der eine, Maurer
die andere zwei. Und dann erzählten sie von Thüringen
und der Wartburg, vom alten Jena und Nürnberg. Sie
waren im Niefenland gewesen und drüben am Niefen.
Und mit ihren einfachen Worten flogen sie viele Bilder
auf von den eigenen Reizen, die durch das liebe deutsche
Vaterland geführt hatten, rundum und kreuz und quer.
Da erstand wiederum die hofsteinische Reize und die Marsch
mit den hohen Reizen und den niederen Höfen und Hü-
fen dahinter. Lebendig wurde die Erinnerung an die alten
Hansestädte — die letzten drei, und an so manche andere
ehemalige Angehörige vom Hansabund. Den Niefenstrand
hatte ich gesehen bis zu den Krebsefelsen Kügens und den
grünen Buchenwäldern, war dann südwärts marschiert
durch medlenburger und brandenburger Land, richtiger
Sand. Ueber weite, ebene Flächen ging der Weg, an Magde-
burg vorbei und Halle nach Leipzig, hinein nach Thüringen
zu längerer Rast. Ein Kranz von Jugend, von Frische,
von Fröhlichkeit und Uebermut wand sich um manden der
Städtenamen im Thüringerland und blieb am meisten
hängen an der altberühmten Goethestadt Weimar!

„Zum heiligen Reiz von Staffeln bin ich empör-
gestiegen.“ — Das Lied geht nie mehr aus dem Ge-
dächtnis, seit ich drunten im Sonnenschein die weiten Main-
lande sich breiten sah und in der Ferne die hauer
Speßharberge. Mit ruhiger Vornehmheit wartet Frankfurt
dem Wanderer auf, und südlich von Darmstadt lockt der
Odenwald. — Heidelberg, Alt-Heidelberg! Umrahmt von
den in der Dunkelheit schwarzen Waldbergen steht die rot-
beleuchtete Schloßruine; Niefen schwirren hinauf in die
Luft, ziehen, sprühen, krachen, und auf dem Niefen Boot
an Boot und Licht an Licht und überall Gesang. Und
hinmühte ich auch nicht mit ein in das „Alt-Heidelberg, du
feine“, so süßte ich doch — dieses Land ist schön, ist wunder-
bar mit seinen Bergen und Tälern, seinen Wäldern und
Hüfen, ganz gleich, ob es im fröhlichen Heidelberg ist
zur Zeit einer Schloßbeleuchtung oder im Mondenschein auf
dem Niefen auf der alten Burgruine.

„Weiße Wolken am Himmel, auf den Bergen der
Höhn“ — man lernt jungen beim Wandern. Man lernt
die Reize seiner Volksgenossen, seiner Menschenbrüder und
-schwester. Das sind Reize, die mit den Menschen ge-
wachsen sind, Volkslieder; keine schwindeligen Reize
aus Großstädten und rauchigen Kneipen, überlaufenden
Kinos! Freiheit wohnt auf den Bergen und Kraft, Mut,
Ausdauer. Umficht, Entschlossenheit muß der feste Weg-
genosse sein, wenn es hinaufgeht ins Karwendel oder in
die Dolomiten oder Tauern. Und dann wieder zu Tal
und gerastet an der Donau, verschauelt im gemütlichen
Niefen, wo die Weizwürstchen alles Schwierige in den
Bergen vergessen lassen.

Drüben murrelt der Strom: Vater Niefen. Es ist
auf einer Insel, nahe beim alten Worms, beim lobenden
Feuer — Sonnenmendeifeier. Mainz, Worms, Darm-
städter Jugendgenossen sind dabei — und im Frühlicht
gibt's ein lustiges Schwimmen in den Niefen hinaus. Und
weiter zu Tal! Alte Dome in Mainz und in Limburg
im Lahntal, weite, einsame Wanderungen durch den
Westerwald und hinüber durch das Siebengebirge. Stumm
und grau dehnt sich im Herbstnebel die Glatz mit ihren
Bergen und den heimlichen, düsteren Föhrenwäldern.

Wieder am Niefen, sprudelndes Leben, Lachen, Scherzen.
Mästen und Harlekin unter den ehrwürdigen Türmen
des Domes — in Köln ist es. — Fahrten im Sauerland,
eine weltberühmte, lange Wanderung durch die braune,
einsame Rineberger Reize bis hinauf in die Marsch zum
anderenmal, bis in die friesischen Moore und an die Lebens-
ader Deutschlands, die Elbe.

Ueber die Elbe spannen sich weite Vogengitter, von
weitem wie wunderliche Spinne angezogen, in der Nähe
betrachtet die großen Eisenbahnbrücken. Und über die
Brücke postert grade wieder so ein Ungetüm und stürzt an

Dem jungen Handwerker.

Wo Spähne fliegen, Hammerschläge dröhnen,
da ist das Reich der Arbeit deiner Hand!
Die Ordnung spart dir Zeit und manche harte Mühe;
da füge zu dem Feiz den Ordnungssinn:
sie läßt dich rasten, wenn du müde bist;
du brauchst nicht Geiz, nicht Hand zum Rasen zwingen;
im wirren Rasen blüht kein ruhig Tun, kein Glück.
Rast' nur die müden Glieder aus zur guten Stunde —
dann freu dich und lach! — und wenn du singen kannst, so sing
ein muntres Lied aus unserm reichen Vorn!
Das gibt dir Schwung. Du sinnt auf neue Ziele, neues Tun,
Gedanken kommen bergesogen zu dem frohen Sänger
und mahnen frisch nach vorn zu schreiben.
Doch manchmal schau mit Dank und Ehrfurcht auch nach
rückwärts!

Das Alte ist die Quelle für das Neue und zwar zu seiner
Zeit wohl auch modern und neu.
Der Alte zeigt dir, wie du den Hammer schwingen sollst,
der Junge fragt ungestüm warum?
Tun: sinne nur und suche nach dem Grunde — doch grüble nicht!
Und kändle nicht! Fass' an, was immer du beginnst, mit
festem Sinn und starkem Arm!
Sau drein nur, daß die Funken sprüh'n,
solange dir die Kohlen glüh'n,
und freu dich deines Werkes!
Ist es vollbracht, so gib es hin und heische frisch nur deinen
Lohn, den du verdienst.

Aus dem Werke „Der Zimmermann“ von J. G. Meper.

mir vorbei und in das Land hinein — in die Ferne hinaus
und ist verschwunden. Im Süden aber blauen die Tannen-
wälder der Rineberger Reize, träumen die alten Niefen-
gräber. Und dahinter liegen die Reizeberge, die Niefen,
der Tauern — Schwarzwald — — das läßt sich gar nicht
alles ausdenken! — Und dann tun mir plötzlich die Reize
leid, die eben im Schnellzug an mir vorbeigezogen sind, und
nun weiß ich, warum mir vor der Eisenbahn ein wenig
graunt!

Das ist ja gar kein Hinausgehen in die Ferne, das
Hinausfliegen mit der Bahn. Das ist ja gar kein Er-
leben, ist ja keine Freude, keine Erholung. Mein, die Bahn
ist nur gut für die Menschen, die mit ihren Aktentaschen,
nur ihr Geschäft bedenkend, von einer Steinwüste, genannt
Stadt, in die andere eilen. Nur solche Menschen können
sich in ein kleines Wagenabteil einsperren, ohne Ausblick
auf ihr Ziel, auf die Ferne sein und so ins Land hinein-
raufen!

Wie anders wir Jungen! Wir haben Zeit! Ah, schon
das ist wunderbar! Ein rechter, junger Geselle, frisch aus
der Lehre, weiß Besseres zu tun als, wie mit Reizen ge-
trieben, durch das Land zu sehen! Den Niefen her und
Stiefel und Strümpfe dazu! Die Reizefische an den Niefen-
saal gehängt und die Rede brüdergesinnlich. Ein alter
Anzug, mit dem man im Stroh schlafen kann, und ein
alter Hut sind gut genug für die Landstraße. Einen guten
Stoß, das dritte Reiz, noch in die Hand genommen und
damit hinaus in die Ferne! Schau, es blauen immer noch
die Reizehügel und die Reizeberge. Ein erstes, feines
Herbstlicht liegt in der Wetterau und im Maintal, und
brohen im Erzgebirge und Schwarzwald gibt es schon hier
und da gelbe Blätter. Und wenn ihr dann auf dem Gipfel
eines Niefen steht und weit drunten im Tal das braune
Niefen mit der weißen Haube, den fernen Eisenbahngügel,
hinkriechen seht, so werdet ihr einsehen, daß ich recht habe,
daß man in die Welt nur hinausfliegt!, wenn man geht
und von Berg zu Berg den Blick schweifen läßt und das
ganze, weite Land mit den Augen erseht und umschließt.
Ihr werdet verstehen, daß Kraft und Klarheit im Wandern
liegt und eine unübersehbare Schule für das spätere
Leben, wo ihr viel wissen und Euren Mann stehen müßt!

Und nun, macht es den Schwaben nach, die sich schon
üben für große Reizen. Seid frisch und fröhlich im Leben,
und wenn ihr es soweit gebracht habt, daß ihr die Leh-
lingsjahre zu den Kinder- und Schuljahren gehört
habt, schmüht Euren Niefen, nehmt den Wanderstab und
dann: Hinaus in die Ferne!

Bücher und Schriften

Ins liegt ein Buch vor, das vom Arbeiterjugend-
verlag, Berlin SW 68, herausgegeben ist. Betitelt ist
die Schrift: „Die Theorie des modernen Sozialis-
mus“ und verfaßt von Rudolf Abraham. Der Preis
steht fünf, broschiert, auf 21 M.

Man kann nicht sagen, daß das Buch gut geeignet wäre
etwa zum Niefenstudium für die Jüngeren unter unsern
Jugendkollegen. Besonders kommt beim Reizen als er-
schwerend in Betracht, daß sehr viele Fremdwörter zu be-
reithen sind und darunter solche, die nicht jedem, selbst viel-
leicht alten Kollegen, geläufig sind. Zwar ist am Ende des
Buches ein Fremdwörterverzeichnis angefügt, aber das je-
weilige Nachschlagen trägt nicht dazu bei, den Gedanken an
der Reize reifzuhalten. Wenn wir das Buch unsern Jugend-
abteilungen trotzdem empfehlen, so geschieht es aus dem
Grunde, weil es sich hier um eine klare und übersichtliche
Anordnung des Stoffes handelt und das Buch sich eignet für
gemeinsame Ausprägungen über den Sozialismus. Es ist aber
auch hier zu bemerken, daß das Buch von e i n e r der heute
bestehenden Parteien herausgegeben ist, und wenn auch ver-
sucht ist, strengste Unparteilichkeit zu bewahren, so ist doch
nicht mehr als recht, Schriften der anderen Richtungen über
die Frage des Sozialismus ebenfalls zu lesen, soweit sie
wissenschaftlich geschrieben sind und nicht einfache Streit-
und Kampfschriften darstellen. Fragen der Politik und des Sozia-
lismus werden auch in unsern Jugendabteilungen gelegent-
lich besprochen werden, da aber heißt es von vornherein, sich
nicht dem Horizont einer Niefenung weihen, sondern
erst durch freieren Ausblick und Kenntnis anderer Gedanken
einen Ueberblick zu gewinnen. Als guter Stoff von e i n e r
solchen Seite sei dieses Niefen daher besonders für Dis-
kussionsabende empfohlen.

Fremdwörter

- Abokat: Rechtsanwalt, Fürsprecher.
- Barbare: Zustand der Unbildung, Roheit.
- Kaufion: Sicherstellung, Pfandgeld.
- Kompetenzia: Befugnis, Rechtsgültigkeit.
- Gendarm: Polizeisoldat, Landjäger.
- Generation: Menschengeschlecht, Menschenalter.
- Ingenieur: Maschinenkundiger, Maschinenbauer.
- Illusion: Täuschung, Wahn.
- Kategorie: Fach, Klasse, Abteilung, Zahl.
- Maximum: Das Größte, Höchste.
- Minimum: Das Kleinste, Geringste.
- Proffituier: Entwert, geschädigt.
- Rhythmus: Gleichmäßige, faktmäßige Bewegung, etwa bei
Spiel, Tanz, Musik, Arbeit.
- Symmetrie: Gleichmaß, Gleichmaß.
- Symphonie: Zusammenklang, vieltimmiges Musikstück.
- Urproduktion: Gewinnung von Rohstoffen.
- Zivilisation: Bildung, Gestaltung.

Verlag: Deutscher Arbeiterverlag (Fritz Daeplow).
Verantwortlicher Schriftsteller: Helmut Niefen.
Druck: Hamburger Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Quer & Co. in Hamburg.